



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 7, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetha, das heißt: Thue dich auf! Und sogleich öffnete sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht.“ Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Die Kirche Jesu Christi.

Das Wort ist der verkörperte Gedanke. Ist der Gedanke Wahrheit, so ist es auch das Wort; ist aber der Gedanke lügenhaft, so ist auch das Wort eine Lüge. Das Wort der Wahrheit und das Wort der Lüge sind in beständigem Streit mit einander begriffen.

Die Sprache ist ein herrliches Geschenk; sie ist uns aber von Gott gegeben, daß wir sie in Seinem Dienste gebrauchen — indem wir reden und schweigen zur rechten Zeit. Der Arme, dessen Heilung das heutige Evangelium erzählt, war stumm in Folge des Fluches, der einst im Paradiese über die Natur ausgesprochen ward, und an dessen Folgen wir alle, lieber Leser, in der einen oder anderen Weise zu tragen haben. Es giebt aber auch Stumme, bei denen die Stummheit eine persönliche Sünde ist: es sind die, welche die Gabe der Sprache zwar besitzen, aber sie nicht gebrauchen im Dienste Gottes und zur rechten Zeit; Stumme, die schweigen aus Feigheit und Menschenfurcht. Was würdest Du, lieber Leser, beispielsweise von einem Kinde halten, das die größten Schmähungen gegen seine Eltern stumm, ohne ein Zeichen des Unwillens, ohne ein Wort der Entgegnung anhört? Und was sollen wir nun von jenen Kindern der Kirche halten, in deren Gegenwart die größten Schmähungen gegen diese ihre heilige Mutter vorgebracht werden dürfen, ohne daß die Lasterer von ihnen zu recht gewiesen werden? Kinder der Kirche Jesu, die Zeitungen und Zeitschriften halten, die vom giftigsten Hass gegen ihre heilige Mutter durchtränkt sind? Wie kann es anders sein, als daß sie der Kirche immer mehr entfremdet werden?

Und doch ist die Kirche „Der Lebendige

Leib Christi!“ Das ist nicht etwa ein von Menschen erfundener Ausdruck, um die Beziehungen zwischen Christus und der Kirche bildlich anzudeuten, sondern er ist vom Heil. Geiste Selbst gegeben, um uns zu belehren, daß die Kirche wahrhaft und nicht bloss bildlich der Leib Christi ist freilich nicht in greifbar-natürlicher Weise. Hören wir darüber Biskop Paulus: „Wie der Mensch seinen Leib nährt und pflegt, so auch Christus die Kirche; denn wir sind Glieder Seines Leibes,“ (Ephes. 5, 29 f.) und wieder: „Der himmlische Vater hat Christum zum Haupte der ganzen Kirche gemacht, welche Sein Leib ist“ (Ephes. 1, 22 f.) und endlich: „Gleichwie wir an einem Leibe viele Glieder haben, so sind wir viele Ein Leib in Christo“ (Röm. 12, 4). Das sind lauter Aussprüche des Heil. Geistes, deren sich beim hl. Paulus noch viele finden.

Die Kirche ist also ein Leib, und zwar ein lebendiger Leib und nicht ein Leichnam. Wir Kinder der Kirche sind die einzelnen Glieder dieses Leibes; das Leben dieses Leibes aber ist Christus, mag man Ihn nun die Seele oder das Haupt dieses Leibes nennen. Auch unser menschlicher Leib erhält Leben, Leitung und Thätigkeit vom Haupte, vom Kopfe, zwar nicht insofern dieser aus Knochen, Gehirn und Sinneswerkzeugen besteht — denn alles das hat auch der Kopf eines eben gestorbenen Menschen — sondern insofern er von der Seele zu allem befähigt wird. Die Seele ist es, die durch die Glieder unseres Leibes nach innen und außen wirkt, und zwar in verschiedener Weise durch die verschiedenen Glieder. Das Leben der Glieder geht von der Seele aus, die in ihnen ist und wirkt; deshalb wirkt auch von dem Augenblicke an, wo die Seele den Leib verläßt, kein Glied mehr, mag es sonst auch

Kirchenkalender.

- Sonntag, 3. August.** Elfter Sonntag nach Pfingsten. Stephani Auffindung. Evangelium nach dem hl. Markus 7, 31-37. Epistel: 1. Korinther 15, 1-10. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Elementarschulkinder. St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße und um 1/9 Uhr hl. Kommunion für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienst-mädchen-Kongregation. Ursuline-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 4. August.** Dominikus, Ordensstifter. St. Rochus: Abends 1/9 Uhr Vortrag für Männer und Jünglinge. Thema: Der Aberglaube.
- Dienstag, 5. August.** Maria Schneefest. Oswald, König.
- Mittwoch, 6. August.** Verkündigung Christi.
- Donnerstag, 7. August.** Donatus, Bischof und Märtyrer. Clarissen-Klosterkirche: Abends 1/7 Uhr Rosenkranz; darnach Predigt zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes.
- Freitag, 8. August.** Cyriakus, Märtyrer.
- Samstag, 9. August.** Romanus, Märtyrer.

in einem vollkommen richtigen Zustande sich befinden.

Ebenso, lieber Leser, ist es auch Christus, welcher das übernatürliche Leben in den Gliedern der Kirche, also in den Gläubigen, bewirkt, und zwar so, daß die verschiedenen Arten kirchlicher Thätigkeit und kirchlichen Lebens zur Geltung kommen: seitens der Glieder der lehrenden Kirche, indem sie die großen Aemter Christi (das Lehr-, Priester- und Hirtenamt) ausüben — seitens der Glieder der hörenden Kirche (der einfachen Gläubigen), indem sie unter der Leitung jener Andern einen christlichen Lebenswandel führen. So lebt und wirkt Christus in Allen, und zwar so lange, als sie in der Kirche in lebendiger Verbindung mit Ihm bleiben; reißt aber Einer von der Kirche sich los, so strömt Christi Leben nicht mehr auf ihn über, gerade wie ein Glied nicht mehr Blut und Wärme und Leben vom Leibe erhält, sobald es davon abgerissen wird.

Weil nun aber Christus mit der Kirche Eins ist, wie das Haupt oder die Seele mit dem Leibe, so ist auch die Kirche in bestimmten Beziehungen Eins mit Christus. Darum ist es auch leicht einzusehen, warum die Kirche Aemter, Vollmachten und Eigenschaften hat, wie Christus. Er hat das göttliche Lehr-, Priester- und Hirtenamt für die ganze Menschheit; die Kirche hat es auch weil Christus durch sie dieses dreifache Amt verwaltet. Christus ist unfehlbar im Lehren; die Kirche ist es auch, weil Er durch sie lehrt. Christus ist unbesiegtbar trotz allem Ansturm der Hölle und der Luft; die Kirche ist es auch.

Als Saulus — der nachmalige Apostel Paulus — die Kirche Jesu verfolgte, warf ihn der Herr (auf dem Wege nach Damaskus) zu Boden und sagte: „Saulus, warum verfolgst du mich? Ich bin Jesus, den du verfolgst!“ (Apostg. 9, 47.) Saulus hat nur die Glieder der Kirche verfolgt, nicht aber Christum in eigener Person; weil aber Christus in den Gliedern der Kirche lebt, sagt der Herr nicht: Warum verfolgst du meine Kirche? — sondern: „Warum verfolgst du mich?“

Darum sagt auch der hl. Augustin: „Da Christus das Haupt ist und wir die Glieder, so ist es Christus, der da redet, mag nun das Haupt oder die Glieder reden; denn das Haupt redet in seinem eigenen und im Namen der Glieder. Beachte nur, wie wir im alltäglichen Leben uns ausdrücken; tritt dir Jemand im Gedränge auf den Fuß, so sagt das Haupt: Ach, du trittst mich! und verwundet dir Jemand die Hand, so schreit der Kopf: O wehe, du verwundest mich! Und doch hat Niemand deinen Kopf berührt; er spricht aber mit Recht von sich selbst, weil seine Glieder ihm gehören. So spricht auch Christus als das Haupt der Kirche von Seinen Gliedern.“

Das hat aber, lieber Leser, auch seine vollkommene Geltung nun für die heutigen Verfolger der Kirche: Jesus ist es, den sie verfolgen! Jesus ist es, dessen Strafe sie auf sich herabziehen, weil sie Ihn verfolgen, indem sie die Kirche bedrücken! Aber auch das andere dürfen wir nicht übersehen: wer der Kirche einen Dienst erweist, für sie ein Opfer bringt, thut es für Christus Selbst, der ihn dafür reichlich belohnen wird.

Aus New-York.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Das Land der Kontraste. — New-York ist neidisch. — Ein paar Zahlen. — Künstlerischer Toiletteschmuck. — Die Herrenwelt hinkt nach. — Ein gebildeter Messerheld. — Eine gestorbene Größe. — Wunder der Technik. — Tote Kunst. — Neue Reklame. — Menschliches-Allzumenschliches. — Eine neue Delikatesse. — Europäische Gäste.

Amerika hat nun einmal den Ruf, das Land der Kontraste zu sein, und zwar das Land der großen Kontraste. Und wenn es um einen Schritt weiter zu gehen — eine

Hauptstadt giebt, die ihrem Lande in jährender Rolle ruhmreich vorangeht, so ist dies die Hauptstadt der Vereinigten Staaten, New-York. Hier pulsiert das Herz des amerikanischen Volkes, hier sprudelt ein unverstehbarer Quell, die Lebenskraft der Yankee, hier ist das Centrum der Neuen Welt, der Mittelpunkt der westlichen Halbkugel.

Und wenn es auch Sommer in New-York ist, sogar Hochsommer, so stockt der gesellschaftliche und der volkswirtschaftliche Mechanismus dieser Riesengroßstadt darum doch nicht. Das Leben geht weiter. Und doch ist New-York gegenwärtig neidisch. Es ist neidisch auf St. Louis, das im Jahre 1904 in seiner Weltausstellung glänzen wird und einen gewaltigen Fremdenstrom heranziehen wird. Natürlich bleibt dabei Geld. Und wenn irgend einer auf Erden das Geld liebt, so ist es der Amerikaner, der sich für einen Dollar zehnmal dem Gott — sei — bei — uns verschreibt.

Aber Neid und Eifersucht herrschen nicht nur zwischen New-York und St. Louis, sondern auch zwischen New-York und Chicago, den beiden größten Städten der Union. Eine Stadt will die andere überflügeln. Vorläufig hat New-York noch immer den Vorrang. Einige Zahlen illustrieren die Größe der amerikanischen Hauptstadt am besten. Die Straßlänge New-Yorks beträgt 2519 englische Meilen, wovon 1252 von Straßenbahnen befaßt werden. In New-York giebt es ferner 10 822 Restaurationen. Städtische Lehrer sind in dieser Stadt 9228 angestellt, die 365 314 Schulkinder in 9619 Schulzimmern unterrichten. New-York (d. h. seine Einwohner) hat den Kommunalsteuern zufolge ein Jahreseinkommen von 104 307 884 Dollars. Ähnlich sieht es mit der Polizei, der Feuerwehr, den Krankenhäusern, Unfallstationen usw.

In diesem Maßstabe ist alles in New-York entwickelt, Politik und Kunst, Handel und Wissenschaft. Nur Frau Mode ist nicht originell, sie hält sich streng an Pariser Muster. Helle Kleider sind Trumpf. Kostbare Einsätze, Seidenstickereien an Kragen, Gürtel und Ärmelaufschlägen und all dem kleinen Glitterkram, der nun einmal zur Toilette einer Dame von Stand gehört. Da sind die tausendfach gestalteten kleinen und großen Nadeln, deren Köpfen man neuerdings jeffersonianische Gestaltung giebt, indem man sie in Schlangen oder in furchenartige Tierköpfe auslaufen läßt. Dieser moderne Hang zur Neugestaltung im Kunstgewerbe hat jetzt auch die Goldschmiedekunst erfaßt und man kann gegenwärtig bei Armbändern, Brochen und Halsketten filigrane Tier- und Pflanzenornamente zu Gesicht bekommen, die die vollste Beachtung und höchste Anerkennung verdienen. Auch die Einsteckklammer schließen sich diesem Siegeszug des modernen Kunsthandwerkes an und werden oftmals — namentlich bei farbiger Einlegearbeit — zu ganz entzückenden kleinen Kunstwerken gestaltet, die Herren der Schöpfung sind selbst in New-York leider noch nicht soweit vorgeschritten, wie das schöne Geschlecht. Ihr moderner Toilettenkunstsinne beschränkt sich auf Manschettenknöpfe und Spazierstockspitzereien. Doch Jedem das seine — sagt auch der Amerikaner.

Während so auf der einen Seite sehr viel Kultur zu finden ist, so ist auf der anderen Seite — wir sagten bereits eingangs: Amerika sei das Land der Kontraste — sehr viel vom Gegenteil zu konstatieren. So bildete es erst vor kurzem das Tagesgespräch, daß ein Mann der besseren Gesellschaft, ein namhafter Politiker gegen einen Straßenbahnkonduktoren, mit dem er eines Biletts halber in Streit geraten war, das Messer zog und ihn schwer verwundete. So etwas gehört eben zur Tagesordnung im amerikanischen Leben, wenn es auch leider nur etwas allzu lebhaft an die Zustände von Wild-West erinnert.

Wenn die New-Yorker Finanzaristokratie ein Ereignis rühren soll, so muß es schon

„etwas dicke“ kommen. Dies war unlängst der Fall, als die Kunde vom Tode des amerikanischen Silberkönigs John William Mackay, der bekanntlich in London gestorben ist, nach New-York kam. Der Verstorbene hatte i. J. das Bonanza-Silberbergwerk im Staate Nevada entdeckt. Ihm verdankt die Legung der transatlantischen Kabel eine große Förderung. Er war Bankdirektor in San Francisco und wurde dann Bundessenator. Schließlich erlangte er in der New-Yorker Plutokratie noch dadurch einen Namen von Klang, daß seine Gattin im Besitze des kostbarsten Privatschmuckes ist, welchen eine Privatperson überhaupt je besessen hat. Von seinen Mitarbeitern und Untergebenen war der Verstorbene stets geachtet und geehrt, so daß man ihm ein freundliches Andenken wohl noch lange über sein Grab hinaus bewahren wird.

Doch nicht nur Gold allein hat einen guten Klang, auch Können und Wissen findet in der Yankee-Hauptstadt Anerkennung. So strebt denn jeder auf seinem Gebiete das Beste und Bedeutendste in jeder Form zu leisten. Eine großartige Leistung der modernen Technik ist gleichfalls hier in aller Munde. Es galt nämlich eine neunhundert Fuß lange Eisenbahnbrücke bei New-Brunsdick zu verschieben. Diese Verschiebung — deren Vorbereitungen allerdings über ein halbes Jahr dauerten — währte nur acht Minuten und ging mit einer geradezu bewunderungswürdigen Präzision vor sich.

Wenn auch die Wissenschaft blüht, so kann man dies von der amerikanischen Kunst keineswegs behaupten. Wenn sie blüht, so thut sie dies wohl im Verborgenen. Wo sie das Licht der Rampen nicht scheut, tritt sie meistens als europäischer Import auf. Frankreich stellt die Maler, England die Mimiker und Deutschland die Sänger und Musikanten.

Nur eine Kunst ist nicht fleisch und nicht tot: die Kunst der Reklame. Schilder, Beleuchtungseffekte und sinnreich erdachte, auffällige Mechanismen thun es heute nicht mehr. Man mußte schon zu etwas anderem greifen, um überhaupt noch anzufallen. Was lag da näher als zu den lebenden Tieren als Reklamemittel zu greifen. Da kann man denn heute in den Schaufenstern Hunde, Eichhörnchen, Schlangen, Schildkröten u. gemächlich herumspazieren sehen, deren Körper mit Buchstaben in möglichst grellen Farben bemalt sind, die irgend etwas Wohlfeiles anpreisen. Man sieht: in Amerika giebt es noch immer Leute mit echt amerikanischen Geschäftsklaffen.

In den großen Tanzsalons sollen die großen Geschäftshäuser sogar eigene Reklamefänger haben, die es vorzüglich verstehen, Käufer anzulocken. Man sieht also wiederum, daß auch der Mensch dem Menschen schließlich nichts weiter als ein einfaches Mittel zum Zweck ist. Philosophisch Veranlagte werden sagen: Menschliches — Allzumenschliches.

Auch der Speisezetteln der New-Yorker Restaurationen hat eine Bereicherung erfahren, indem neuerdings Vibereschwänze als Delikatesse par excellence gelten. Sie werden gedämpft und sollen ein kalbfleischähnliches, äußerst angenehm schmeckendes Fleisch besitzen. Diese Delikatesse ist allerdings außerordentlich teuer und nur kleine Millionäre können sich hin und wieder ein solches Gericht leisten. Man hofft mit diesem neuen Gericht auch Einfluß auf die europäische Küche zu gewinnen. Ob man sich hierin nicht täuscht, wird ja die Zukunft lehren. Jedenfalls dürfte ein „Hang nach Vibereschwänzen“ den schon an und für sich so seltenen Bierfischer gänzlich auf den Aussterbetat setzen.

Und nun noch eins: wir müssen schon noch einmal auf die vorhin totgesagte Kunst zurückkommen: New-York atmet auf, denn zwei große europäische Gäste haben sich angesagt: Eleonore Duse und Mascagni. Letzterer führt ein Konzertorchester und eine Opertruppe mit sich. „Cavalleria Rusticana“, „Janetta“, „Freund Bug“ und „Iris“ werden in Szene gehen. „Metropolitan House“ in New-York wird den Kunststempel machen. Die Duse wird 50 Vorstellungen geben. Sie giebt nur

Stücke von Gabriele d'Annunzio: „Die tote Stadt“, „Giovanna“, „Francesco di Rimini“. Die Tournee soll 15 Wochen dauern; Mascagni empfängt ein „Honorar“ von 150 000 Francs. Im Herbst, wenn die gute Gesellschaft aus den Bädern und Sommerfrischen wieder heimgekehrt sein wird, soll es losgehen. Natürlich gehört es zum guten Tone, daß jeder, der mitreden will und etwas auf Bildung giebt, sich die europäischen Gäste angesehen haben muß. Man sieht: Escht amerikanisch, aber ganz wie drüben im — alten Europa!

Geheimrats Sonnenschein.

Von Irma Stahl.

Geheimrats Sonnenschein, so nannte sie Mi und Jung — die einzige liebreizende Tochter des alten Geheimrats-Ehepaares, für die der ernsthafte Name „Marie“, den sie auf Wunsch der ehrwürdigen Großmutter in der Taufe erhalten hatte, so gar nicht paßte. Unter dem Namen Marie stellt man sich gewöhnlich ein sanftes, hingebendes Weib vor, doch mit dieser hatte der kleine Tropfopf, dessen unerträglich lustige Einfälle keinerlei ernste Reden duldeten, nichts gemein. Wie ein leichter, froher Schmetterling in der Hülle anmutiger Mädchenhaftigkeit schaute das zierliche Ding mit den tiefen Blauaugen und den eigenartigen Stirnlöchern aus, die sich wie eine goldene Krone auf dem feinen Kopf hochtürmten. In ihrer Nähe gab es weder Sorgenfalten — noch böse Laune. Wenn die kleine weiche Hand lieblosend über die runzliche Stirn des alten Vaters strich — glättete sie sich augenblicklich, und wenn sie, wie ein Wirbelwind im Küchenreich zur alten Miene huschte und in toller Ausgelassenheit dort umherprang, daß die Töpfe und Teller mit an zu tanzen fingen und die Hauskaze auf dem Fenster Sims mit großen runden Augen drein schaute, dann hätte selbst der Verliebteste aus der Schar ihrer Verehrer vergeblich nach einem Zug demütvoller Bescheidenheit gesucht. Eigentümlich, sie waren alle in sie verliebt, von dem jüngsten Lehrer an, der unter ihres Vaters gültiger Oberleitung, als der noch Direktor des städtischen Gymnasiums war und den ehrenvollen Geheimrats-titel erst in schüchternen Träumen führte, — in der Sexta den Jungen die ersten lateinischen Vokabeln einbläute, — bis herauf zu den alten, ehrwürdigen Leitern der Jugend, von denen förmlich ein Strom rauschender Weisheit auszugehen schien. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme. — Der ernste, junge Dr. Johannes Bielle, dem für all ihre tollen Streiche und losen Scherze das richtige Verständnis abzugehen schien. Er war still und gedreht in ihrer Gegenwart, und von der ihr oft gerühmten glänzenden Gabe der Beredsamkeit war nichts zu merken. Nur wenn sie es gar zu toll trieb, streifte sie ein ernster vorwurfsvoller Blick aus den klugen Männeraugen. Und wie das immer im Leben zu sein pflegt, so war's auch diesmal. All die Bedeutenden und Unbedeutenden, die Geheimrats Sonnenschein entzückend fanden, interessierten sie, im Grunde genommen, gar nicht — einzig er — der stille, ernste Mann, den ihre Jugendlust nicht mit forttrieb. Zuerst war's die Lust und der Reiz diesen Einen zu ärgern — allmählich die Erkenntnis von seiner Wahrhaftigkeit, und schließlich kam noch etwas anderes hinzu — ein sonderbar lähmendes Gefühl in seiner Nähe, das mit Erötten und Heißwerden begann und mit Atembelklemmungen endete. . . . Aber sie änderte sich darum nicht! Womöglich noch toller und ausgelassener trieb sie es, denn sie wollte ihm nicht zeigen, daß er allmählich Einfluß auf sie zu gewinnen begann.

Und eines Tages kam er, um Abschied zu nehmen, ganz steif und förmlich, im Frack und Cylinder; Geheimrats Sonnenschein wurde zuerst blutrot, weil sie sich etwas Süßes, Thörichtes einbildete, dann, als sie hörte, daß er als Professor nach D. berufen war, ganz blaß. Also fort ging er, für immer.

Wie es wohl ohne ihn sein möchte, ohne seine strengen Blicke und die gelegentlichen, leise strafenden Worte, ohne seine Nähe, die Nähe von einem anspruchslosen und doch starken Schutz. Ihr war sehr elend, gewaltsam zwang sie sich zur Beherrschung! Nur nicht schwach werden und nicht zeigen, daß sie sich sein Fortgehen zu Herzen nimmt. War sie auch übermütig und wild gewesen, ihren Mädchenstolz hatte sie darum doch nicht weggegeben. So war sie denn lustiger, als je zuvor. Der junge Professor saß still dabei. Viel anders hatte er sich sein Abschiednehmen ja auch nicht gedacht! Und doch, wollte er diesmal ganz ehrlich gegen sich sein, so habe im tiefsten Winkel die Hoffnung gelesen und ihm allerhand Beseligendes zugerannt und einer von den beiden Sähen habe gelautet: „Sie liebt Dich auch; und heut, da Du von ihr gehst, muß es zum Durchbruch kommen.“ Nun haben sie doch gelogen, die süßen, weichen Stimmen, und er würde einsam sein, wie bisher; das hier war kein Weib, welches die tiefe Liebesfülle eines starken Männerherzen würdigen und Schafenslust und frohe Kraft zum Lebenskampf geben konnte, ein eigenartiges, haltloses Kind war's, das nur spielen wollte, — er aber bedurfte weicher, fester Hände, die ihn streichelten, wenn die Sorgenfalten kamen und ihn stützen halfen, in erster Berufarbeit. So ging er denn, kühl und ruhig, nicht einmal der Wiedersehenswunsch kam von seinen Lippen.

Als die Thür hinter ihm ins Schloß fiel, huschte Geheimrats Sonnenschein in ihr zierliches Mädchenstübchen und warf sich zur Erde, den Kopf mit den nassen Augen in das zottige Fell des mächtigen Bernhardinerhundes bergend. So lag sie eine lange Weile. Als sie hinunterging, lachte und sang sie wohl, wie zuvor, aber das sonnige Leuchten der tiefen Augen war dem Ausdruck nachdenklichen Schmerzes gewichen.

Sie war fleißig geworden! Mählich hatte sie herausgefunden, daß die Tage von dem Pflegen der Vögel und Mumen, dem Abständen der zierlichen Rippen sehr notdürftig ausgefüllt wären und daß der Mühsigang für ein gesundes, junges Menschenkind nichts taugt! Leicht und tändelnd hatte sie das alles ihren Eltern vorgebracht, und die ließen sie ruhig gewähren. Sie wollte das Examen für fremde Sprachen machen.

Mit aller Kraft und dem Heißhunger der Vergessenheit stürzte sie sich in die Arbeit, und nach kaum zwei Jahren, hatte sie die Prüfung, als die Beste von zehn, bestanden. Es war so manches anders in dem Geheimrats-Hause geworden! Der Vater sah blaß und verfallen aus und hatte, seit dem Verlust des mühsam ersparten Vermögens, das er einem Fremde zwecks Erlangung höherer Zinsen für dessen Unternehmungen überließ, die es dann mit seinem eigenen ganzen Kapital verschlungen hatten, keine rechte Lebenslust mehr. Sein ganzes Leben hindurch hatte der alte Geheimrat für die Seinen gespart und sich in aller Stille so manche kleine Entbehrung auferlegt, um ruhig sterben zu können. Und nun war das alles umsonst gewesen. Er wurde schwächer und stiller, und als der Sommer sich ans Scheiden machte und die Menschen die reifen köstlichen Früchte brachen, da pflückte auch der Todesengel die reife Frucht vom Lebensbaum und holte den alten Herrn heim.

Nun galt's für die beiden Frauen das Lebensschifflein selbst zu lenken! War der Steuermann auch alt und seine Hände zuletzt schwach und zittrig gewesen — das ehrliche Wollen und die schlichte Kraft des Mannes, der gewohnt war, für andere zu sorgen und zu denken, verfehlte doch bei Sturm und Nacht die richtige Einfuhr niemals. Auf die Mutter war nicht zu rechnen. Der Tod des Mannes, der ihr Halt und Führer gewesen war, machte sie für die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens stumpf. So mußte nun Marie in die Stelle des toten Vaters ein-

springen. Ehrliches Wollen hatte sie auch, ob aber die Kraft und Ausdauer — wer vermochte das vorauszusagen. Alles Kindliche und Flatterhafte war in dem Ernst der letzten Jahre, wie der Rosenname der goldenen Jugend, von ihr abgefallen; ein ernstes zielbewußtes Weib ward aus ihr, und als solches wußte sie, daß die kargliche Pension kaum zum Leben ausreichen würde.

Sie suchte aus einem vergessenen Winkel den ganz zerknitterten Ausweis ihres Sprachlehrerinneneamens hervor und meldete sich an die neu zu besetzende Stelle des städtischen Mädchenfeminars. Sie baute dabei auf das Ansehen des toten Vaters, und sie verrecknete sich nicht. In einem grauen regenschweren Märztagte pilgerte sie zum ersten Mal, mit der kleinen schwarzen Kappe unter dem Arm, zu ihren ersten Stunden. Anfangs wurde es ihr schwer! Tagtäglich daselbe mit immer gleicher Geduld und Freundlichkeit ausübende Tageswerk; und dann, wenn sie müde und abgearbeitet heimkam, die Zubereitungen für das Mittagessen, die die Mutter zu schwach, das gutwillige Dienstmädchen zu unerfahren war, an ihrer Stelle zu bereiten. Schön war das Leben, das sie führte, wahrlich nicht zu nennen. Wenn er es jetzt sähe, der Herr Professor Bielle — ob sie ihm nun wohl recht war? Ernst und verschlossen, wie ihn, hatte sie der energische Arzt „Leben“ gemacht, aber die Medizin schmeckte bitter, und die Wirkung der Kur hieß Freudlosigkeit. Auch das dachte sie und schalt sich dazwischen selbst: „Hast ja noch ein Mütterlein, für das Du sorgen, eine Brust, an die Du Deinen Kopf, wenn er gar zu müde ist, betten kannst — also ist von Entjagung und Freudlosigkeit keine Rede!“

Und dann war ihr auch die Vergangenheit geblieben und hatte ihr die feste Ueberzeugung als köstliches Pfand hinterlassen, daß er sie, eben weil er strenger mit ihr war, als die anderen, liebte. Er hatte sie erziehen, zu sich empor heben wollen; sie aber hatte sich in neuerlichem Trost dagegen gewehrt und sich so feiner unwürdig gezeigt. Fünf Jahre waren vergangen, seit er Abschied von ihnen genommen hatte, seitdem sie den ersten tiefen Jugendschmerz in stiller Nacht begraben zu haben meinte. Niemals war er seither wieder in sein Heimatsstädtlein gekommen. Das alte Haus, in dem einst seine Eltern lebten und das er aus kindlicher Pietät, um es in dem alten Zustande zu erhalten, unverkauft ließ, schien jede Anziehungskraft für ihn verloren zu haben. Mechanisch lenkte sie ihre Schritte heute vorüber. Wie sonderbar, die sonst fest geschlossenen Fenster waren weit geöffnet und die Hausthür auch. Auf der Schwelle aber stand eine wohlbekannte Männergestalt. Ein heiße Blutwelle stutet über ihr schmal gewordenes Gesichtchen und etwas Nasses steigt in ihren Augen auf! Er! Vorbei, vorbei, damit er ihre Thränen nicht sieht. Da wandte er den Kopf mit den ernsten, klugen Augen, die so oft in stummem Vorwurf die ihrigen gesucht hatten, ein angstvoller, fragender Blick liegt zu ihr; sie hält ihn aus und giebt ihn zurück, tief und leuchtend. Mit drei Schritten ist er an ihrer Seite und nimmt ihre beiden Hände fest in die seinen. Kein Fragen, warum er solange fern blieb, weshalb er gekommen sei — ein volles Verstehen in dem festen, innigen Druck, der ihre Hände eint.

Er geht neben ihr her, als könnte es gar nicht anders sein und schaut ihr liebes schmales Gesichtchen mit heißer Liebe an. Er denkt nicht, daß er ihr irgend eine Erklärung zu geben schuldig ist; er nennt sie mit dem Namen, mit dem er, nachdem die Bitterkeit der damaligen Abschiedsstunde überwunden war, immer an sie gedacht hat.

„Marie,“ fragt er weich, „kannst Du mich denn so lieb haben, wie ich Dich, mich den unausprechlichen Lehrer, der Dich damals quälte, weil er dich stark machen wollte fürs Leben?“ Sie nickte unter Thränen.

„Hans,“ flüsterte sie, „mein Hans, ich hab' ja auch an Dich gedacht, alle Tage.“

Und nun zieht er sie in die Vorhalle hinein, die einst den Liebesmai der toten Eltern sah und nimmt sie fest und innig an sein Herz. . . da weint sie sich aus. . . all' die Qual und Sehnsucht der letzten Jahre ringen sich mit den hellen Tropfen aus dem Herzen, und als er endlich mit sanfter Gewalt, ihr Köpfchen emporhebt, da blüht ein Strahl des alten Uebermutes in den blauen Sternen.

„Hansel,“ schmeichelt sie, „guck' mich noch einmal so strafend, so bitterböse an, wie damals in den Tagen der sonnigen Jugend.“

„Das kann ich nicht mehr,“ sagt er und schließt ihren Mund mit einem heißen Kuss, „denn ich hab' Dich nötig, so wie Du jetzt bist, als mein Weib, als meine Marie, für das ernste Streben und die heiße Arbeit, für die Sorgenfalten und Bitternisse aber — als meinen Sonnenschein!“

Arpad.

Ungarisches Haldebild von Stefan Majlan.

Arpad sitzt vor der Thür seiner Hütte und beißt in das Mundstück seiner Stummelpfeife ohne zu rauchen. Er starrt auf sein Kufurungsfeld und seine Wiefe und seine Fohlenkoppel — und in die Pusta, die das alles begrenzt — und er weiß, daß das alles morgen nicht mehr sein eigen sein wird, wenn der Tekely Sandor kein Erbarmen mit ihm haben wird, der Wucherer, der die Hypothek gekauft hat, die auf seinem Hab und Gute ruht.

Tekely Sandor (Alexander Tekely) ist die Geißel des Landvolkes der ganzen Umgegend — kein Gut, keinen noch so kleinen Hof giebt es, auf dem er nicht Geld stehen hat. Dem Arpad ist er aber besonders Feind und auf Erbarmen hat er nicht zu hoffen, wenn er einmal die Zinsen nicht zahlen kann. Und er kann sie nicht zahlen — morgen sind sie fällig.

Daß aber der Tekely Sandor dem Arpad so feind und daß dieser dennoch sein Schuldner geworden, das ist so gekommen:

Die Aranka war eines der schönsten Mädchen der ganzen Umgegend, ja wohl in ganz Ungarlande. Gelbschwarze Blutaugen hatte sie und blau-schwarze armsdicke Zöpfe, die ihr bis auf die Kniee hinabhängten. Sie und Arpad waren Nachbarkinder und hatten früh einen Gefallen aneinander gefunden, denn auch Arpad war ein hübscher, ja ein schöner Bursche. Aber als der reiche Tekely Sandor Witwer geworden, da begehrte er die Aranka zur Gattin und Arankas Vater hätte die Verbindung gern gesehen, denn er war nicht sehr begütert und ein ebensowenig wohlhabender Eidam wie Arpad stand ihm lange nicht an.

Aber die Aranka hatte halt auch ihren Kopf für sich — sie hatte sich auf den Arpad versteift und mochte von dem reichen Bräutigam nichts wissen. Und als einmal in der Csarda (Halbeschenke) eine Zigeunerkapelle ihre feurigen Weisen aufspielten, da ließ sich der alte Esel (so sagten alle Nachbarn) verleiten, noch einmal mitthun zu wollen und die Aranka anzufordern. Die aber — was thut die? Sie läßt den Alten stehen, fliegt auf den Arpad zu — nun schweben sie dahin im feurigen Wirbel. Nachher sitzen sie beide am Tisch und stoßen an mit feurigem Tokayer. Das war vor fünf Monaten gewesen. Gleich ist dann der Tekely Sandor nach dem Amt gefahren, hat sich das Hypothekenbuch zeigen lassen — ist dann zu der Bank gegangen, die einige tausend Gulden auf Arpads Gut stehen hat — und hat erfahren, daß es mit der Zinszahlung hapert und daß er jedesmal eine kleine Gnadenfrist brauche. Da hat er denn gleich die nötigen Schritte gethan, die Hypothek an sich zu bringen und bald war's geschien. Morgen nun soll Arpad zum ersten Male an Tekely den Zins zahlen — und er hat das Geld doch nicht dazu.

Alles das geht Arpad durch den Kopf, wie er so sitzt und das Mundstück seiner Stum-

melpfeife zerbeißt. Plötzlich scheint ein Entschluß in ihm gereift zu sein, er springt auf von der Bank, geht in Hans, sagt einer Magd ein paar Worte und erscheint wieder vor der Thür. Er schreitet auf die Koppel zu, öffnet die Thür desselben und thut einen gelben Pfiff. Eines der Tiere, angejäumt und mit einer Decke gegurtet, von der Steigbügel herabhängen, kommt herbeigestampft. Arpad schwingt sich auf des kleinen geschmeidigen Tieres Rücken und fliegt mit ihm über die Pusta dahin, nach Tekelys Gehöft zu — die zwei Stunden in kaum einer halben Stunde zurücklegend. Vor dem Gehöft springt er ab und wirft dem Pferdchen, das ruhig grasend stehen bleibt, den Zügel über den Hals.

Als er beim Tekely eintritt, empfängt ihn dieser, am Tisch sitzend, mit breitem, wohlwollenden Lachen, das dem Arpad aber hämisch und schadenfroh klingt und ihm das Blut zu Kopfe treibt.

„Schau, Arpad,“ ruft Tekely, „ist recht, daß Du kommst und den Zins gleich schon am Tage vorher bringst — Ordnung muß sein, das lobe ich mir — aber sieh — so sehr presiert hatt's doch nicht! Wärst Du morgen gekommen, wo's fällig ist, da hatt' es auch noch Zeit gehabt.“

Arpad steht ganz verbüßt — er weiß nicht, spricht der Mann da im Ernst, oder will er ihn höhnen! Wenn er die letztere Möglichkeit erwägt, so ballt sich ihm die Faust vor Zorn und Entrüstung. Tekely hat eine Pause gemacht, als er warte er eine Antwort, da aber wegen der Bestürzung seines Gegenübers keine erfolgt, so fährt er fort:

„Nun — wirst eben keine Zeit haben morgen. Mir kann's gleich sein — also — ich bitt' schön, zähl das Geld hierher auf den Tisch.“

„Ja — Tekely,“ sagte der andere, sich zur Ruhe zwingend, „Geld hab ich nicht und ich mücht schön bitten.“

Tekely sieht verwundert und ärgerlich drein, rasch aber klärt sich sein Gesicht wieder auf und er sagt wohlwollend:

„Na — wie gesagt — es muß ja nicht heut sein — es hat ja Zeit bis morgen — ist ja erst morgen fällig. — So seß Dich und — womit kann ich Dir dienen?“

Arpad läßt sich schwer auf einen Stuhl am Tisch nieder und trocknet sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn, der ihm nicht von der Hitze allein und von dem schnellen Nitt in großen Tropfen das Gesicht herabläuft.

„Rein Tekely,“ sagte er dann mühsam, „ich habe das Geld überhaupt noch nicht zusammen — ich kann Dir auch morgen noch nicht alles geben — und wollt Dich bitten.“

Da verjüngert sich das eben noch so wohlwollende Gesicht des Alten, er stößt sein Glas ärgerlich auf den Tisch und sagt:

„Ah — bassam — das ist doch wohl Dein Ernst nicht, Arpad — das wird mir sehr schlecht gefallen — das ist nicht — Ordnung muß sein — Du wirst mir den Zins bezahlen — morgen wirst Du ihn bezahlen — nicht wahr — es war doch nur Dein Scherz vorhin — und solltest Du das Geld wirklich nicht ganz zusammen haben, so wirst Du's Dir verschaffen.“

„Aber woher denn in aller Heiligen Namen?“ — seufzt Arpad.

„Das ist nicht meine Sache — ich weiß aber, Du scherzest nur und wirst pünktlich morgen da sein mit dem Geld.“

„Rein, Tekely — hör mich an — ich bitt' Dich — ich habe das Geld nicht — und kann's mir auch bis morgen nicht schaffen — und wollt Dich bitten, mir acht Tage Zeit zu lassen — eines meiner Fohlen.“

„Ach was — garnichts will ich hören — Zeit lassen! Hast Du's Dir nicht schaffen können, da Du fünf Monate Zeit gehabt hast, wie willst Du Dir's in acht Tagen beschaffen? — hab ich morgen bis Mittag mein Geld nicht, fahr ich noch am Nachmittag nach Temesvar und in ein paar Tagen ist Dein Hof auf der Gant.“

„Tekely — hab Erbarmen mit mir — ich bitt' Dich.“

Da lacht der Andere laut auf: „Ich Erbarmen mit Dir — mein Brüderchen — das glaubst Du ja doch selbst nicht — hättest Dir das Geld schaffen sollen — als Du erfährst, daß Du nun mein Schuldner geworden bist, müßtest Du auch wissen, daß Du auf Erbarmen nicht zu rechnen hast — ich warte keinen halben Tag — keine halbe Stunde.“

„Ja — alle Heiligen, Tekely — was soll ich denn anfangen, wenn Du mich von Hans und Hof jagst — soll ich denn in die Pusta gehen und Räuber werden.“

„Ob es jetzt geschieht oder später — das ist gleich — ein Mensch, der nicht Ordnung hält in seinen Sachen, bringt's ja doch zuletzt zu weiter nichts!“

Wut, Verzweiflung, Qual, wahnsinniger Schmerz überwältigten da den hünenhaften jungen Mann, er legt das Haupt auf den Tisch und weint bitterlich. Da tritt der Andere mit satanischen Grinsen zu ihm:

„Weißt was, Brüderchen“ — sagt er wieder wohlwollend, „gieb alle Deine Ansprüche auf die Aranka auf — dann erlaß ich Dir den Zins auf ein ganzes Jahr. Du kannst Dich dann erholen und wirst nachher pünktlich sein. Du mußt ihr aber auch zureden, daß sie mich nimmt!“

Arpad ist aufgefahren, zuerst sprachlos, dann bedeckt Zornesröthe sein Gesicht, sein Auge flammt, er schüttelt die Faust gegen den Frechen.

„Lump — niederträchtiger, erbärmlicher Schurke!“ donnert er — „hüte Dich vor mir.“ Er stürzt hinaus, wirft sich aufs Pferd und jagt seinem Gehöft zu.

Am nächsten Mittag fährt Tekely wirklich die Straße nach Temesvar zu. Aber er kommt nicht hin. In der Nähe eines einsamen Haldebrunnens fällt plötzlich ein Schuß, Tekely stürzt lautlos blutüberströmt vom Wagensitz herab in den Staub der Straße, während sein Gespann führerlos weitergaloppiert.

Das schöne Ungarland aber ist um einen kühnen Räuber reicher — und beim einsamen Lagerfeuer erzählen sich Giklos (Rohhirten), Schaf- und Schweinehirten von den unerhörten, tollkühnen Heldenthaten des Räubers Arpad.

Füllrätsel.

× si × n An Stelle der Kreuze sind Buch-
× on × o haben zu setzen, so daß 6 bekannte
× al × n Worte sich ergeben. Richtig gefunden
× rk × n ergibt die erste wie die vierte sent-
× ie × o rechte Reihe den Namen je eines
× ei × o europäischen Herrschers.

Zu verwenden sind 2 a, 2 d, 1 e, 1 f, 1 l, 1 n,
1 o, 1 r, 1 s, 1 u.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Land in Vorderasien.
2 3 2 9 4 5 Landschaft in Deutschostafrika.
3 8 6 7 8 7 7 Stadt in Baden.
4 2 9 8 9 7 Bekanntter Schweizer Philantrop.
5 9 4 5 8 9 8 Stadt der nordamerik. Union.
6 8 8 4 8 9 5 Hafenplatz in Deutschostafrika.
7 8 1 2 Im Chines. Kriege vielg. Hafen Ostasiens.
8 7 7 5 1 8 Teil von Griechenland.
9 8 6 6 8 2 Ehemaliges deutsches Herzogtum.

Vierfüßige Charade.

Die ersten einen frommen Mann dir nennen
Bekannt durch die Geschichte seiner Zeit,
Ein jedes Kind, daß muß ihn kennen,
Und sind die beiden And'ren ihm geweiht
Die Zweiten, die voll wilder Pracht
Gar einen hohen Rang erkommen,
Sinnbild für Herrschertum und Macht —
Aus fernem Lande zu uns kommen!
Das Ganze steht an eigenart'ger Stätte,
In einer unsrer int'ressantesten Städte,
Jahr nach dem Süden, nach Italien nur,
So findest du gar bald des Ganzen Spur!

Auflösungen aus voriger Nummer.
Merkrätsel: Jeder Krug findet seinen Deckel.